

Meinrad Braun

TOKYO LILY

AUF DER JAGD NACH
HIROHITOS GOLD

Kriminalroman

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2026

ISBN 978-3-7408-2819-6

Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

*Sommergras –
die Träume der Krieger
nur Flüstern im Wind.*

Basho (1643–1694),
eigentlich Matsuo Munefusa,
japanischer Dichter

Wir schreiben das Jahr 1950. Mirabell Molnar, Spross einer nach Kalifornien ausgewanderten Linie der alten österreichischen Adelsfamilie von Molnar-Szegedy und Japanologie-Doktorandin in Berlin, trifft Herrn Gassan in Tokyo, welcher ihr von Dr. Berger, ihrem Chef am Ostasien-Institut, als Begleitung empfohlen wurde. Mirabell hat den Auftrag, einen japanischen Kriegshelm aus dem 16. Jahrhundert, angeblich aus dem Besitz des Kriegsherrn Nobunaga, nach Tokyo zu bringen. Ein wohlhabender Sammler hat dem Berliner Museum für Ostasiatische Kunst im Tausch dafür einen seltenen Holzschnitt des berühmten Künstlers Sharaku versprochen.

Japan erlebt in diesen Jahren sein eigenes Wirtschaftswunder, aber vieles ist anders als in Deutschland. Jedenfalls braucht Mirabell im Japan der fünfziger Jahre nach Ansicht von Dr. Berger einen Begleiter, womöglich einen Beschützer. Einen Gentleman, nicht den kettenrauchenden und ziemlich ungehobelten Gassan, der Mirabell zwar sympathisch, aber auch von Anfang an nicht geheuer ist. Das Schicksal will es, dass die Ereignisse einen anderen Verlauf nehmen als geplant, und Mirabell entdeckt bald, dass Gassan besondere Fähigkeiten besitzt und seine eigenen Pläne mit

kostbaren Antiquitäten hat. Im Lauf der Geschichte muss Mirabell sich auf ihre Ahnen besinnen, dabei spielt ein blutiges Taschentuch mit historischem Bezug eine wichtige Rolle.

Der unbekümmerte Herr Gassan

Das Erste, was Mirabell an Herrn Gassan auffiel, war seine Unbekümmertheit. Bei einem Japaner hätte sie Beflissenheit erwartet, gespielte Beflissenheit zumindest, denn Mirabell glaubte zu wissen, dass die meisten Japaner Europäer verachteten und sich das nicht anmerken ließen. Mit einer gewissen Höflichkeit hätte sie also schon gerechnet. Aber Gassan hatte nichts davon an sich.

Stattdessen diese entwaffnende Unbekümmertheit. Abgesehen davon, dass er offensichtlich Kettenraucher war. Der Aschenbecher neben seiner Teetasse quoll über von Zigarettenkippen, und das, obwohl sie erst seit einer guten Stunde zusammen in der Lobby des Shiba Park Hotels saßen, wo das Treffen stattfand, das Dr. Berger arrangiert hatte.

Das Shiba Park war für europäische Gäste geschmackvoll mit französischem Fin-de-siècle-Interieur eingerichtet. Dazu passten die livrierten Pagen, die herumstanden, nicht aber die moderne Rezeption und auch nicht die nach amerikanischer Mode gekleideten Damen dahinter mit ihren Bobs, ihren blassblauen Etuikleidern und ihren gepuderten Wangen. Berger

hatte das Hotel ausgesucht, weil man dort angeblich den Bedürfnissen von Europäern am ehesten entgegenkam. Aber es war nicht so teuer wie das Hilton, und das könnte der eigentliche Grund gewesen sein. Ein bisschen sah es hier so aus, fand Mirabell, wie in einem altmodischen Wiener Kaffeehaus. Abgesehen von einem kettenrauchenden Japaner am Tisch.

Sie brauchen jemanden in Japan, Fräulein Molnar, Sie können dort nicht alleine herumlaufen. Aber das wissen Sie sicher selbst. Sie sind ja eine Kennerin des Landes! Dazu ein Dr.-Berger-Lächeln, welches das Gegenteil unterstellte: Du hast keine Ahnung, Kleines, worauf du dich da einlässt, deshalb brauchst du einen Aufpasser. Berger hatte das an sich, er sah so aus, als könnte er »Kleines« sagen. »Kleines« klang wie »Baby«, nur nicht so nett.

Ohnehin waren Amerikaner nach Mirabells bisheriger Erfahrung wesentlich harmloser im Umgang mit Frauen als Deutsche. Nachdem sie ein Jahr in Berlin zugebracht hatte, besaß sie eine Vorstellung davon. Bei Amerikanern merkte eine Frau, dass sie ihnen gefiel, wenn sie Geld für sie ausgaben, Deutsche wollten eine Frau gleich erobern. Zuweilen mit Hilfe eines hackenschlagenden Rests Militarismus und geschraubtem Gerade. Nach Mirabells Ansicht Ausdruck einer unangemessenen Selbstherrlichkeit, nachdem sie den Krieg doch eigentlich verloren hatten.

Mirabell schaute Gassan dabei zu, wie er sich eine

neue Zigarette ansteckte. Dazu benutzte er den glimmenden Rest der aufgerauchten, an deren Stummel er vorher noch einmal gierig und mit verengten Augen zog. Während er den Rauch ausblies, tauchte sein Blick aus dem Dunst auf, kühl, nachdenklich und hart. Ehe Mirabell entscheiden konnte, ob die Härte in Gassans Blick etwas Gefährliches hatte, lachte er und bekam dabei Fältchen um die Augen, was ihn jünger aussehen ließ und auf eine Art durchaus attraktiv.

»Sharaku?« Gassan schüttelte den Kopf.

»Sie kennen sicher Tosushai Sharaku, Gassan-San?«, sagte Mirabell in sehr förmlichem Japanisch. Sie hatte keine Lust, sich auslachen zu lassen.

Gassan reagierte, indem er sich zusammenriss. Das heißt, er zog die Luft hörbar durch die Nase hoch und setzte sich aufrechter.

»Nein, tut mir leid«, sagte er. »Ich kenne Herrn Sharaku nicht.«

Mirabell zog die rechte Augenbraue hoch, nur ein bisschen, aber sie kannte die Wirkung. Wenn man so aussieht wie Audrey Hepburn, zugegeben nicht ganz, aber ein wenig schon, dann hat das Hochziehen einer Augenbraue eine andere Wirkung, als wenn man bloß die Rehaugen aufreißt.

»Tosushai Sharaku ist einer der berühmtesten Holzschnittkünstler Japans«, sagte sie. »Außerdem ist er ein Rätsel«, setzte sie hinzu.

Sofort bereute sie die Passion, die sie damit offen-

legte. Aber Passion schien an Gassan ohnehin verschwendet. Er klopfte beim Zuhören mit dem Mundstück seiner Zigarette ständig auf den Tisch, vermutlich, um den Tabak festzustopfen. Auch so eine Proletenmanier, die sich nicht gehörte.

»Ein Rätsel?«, wiederholte er desinteressiert.

»Niemand weiß, wer er eigentlich war«, sagte Mirabell und nahm ihren Blick von Gassan, um zu signalisieren, dass sie das Thema Sharaku vorläufig für beendet ansah.

Gassan zog ungerührt an seiner Zigarette, als hätte sie ihm gerade erzählt, draußen würde es regnen.

Überhaupt hatte Mirabell den Eindruck, dass Gassans Aufmerksamkeit immer wieder abgelenkt wurde. Zuerst dachte sie, er sei unkonzentriert, nach einer Weile nahm sie wahr, dass er den Raum immer wieder musterte, als suche er jemanden oder als suche jemand ihn. In jedem Fall wieder so eine Unhöflichkeit. Durch den Geruch nach Zigarettenrauch erreichte sie der Duft seiner Pomade, mit der er seine schwarzen Haare nach hinten gekämmt hatte. Eine Menge schwarzer Haare, die glänzten, als wären sie einzeln lackiert, was vermutlich vor allem von der Pomade kam, und sie waren eindeutig zu lang. Sicher musste er sie jedes Mal neu kämmen, wenn er seinen Hut absetzte.

Vorhin, als er in die Lobby kam, hatte er allerdings keinen Hut aufgehabt. Na gut, vielleicht lief Herr Gassan ja ohne Hut herum, was zu seinen Manieren passen

würde. Für einen Moment stellte Mirabell sich Gassan in einem Onsen-Bad vor, wo ihm seine langen Haare ins Gesicht hängen würden. Das könnte ihm ganz gut stehen, dachte sie. Er wäre natürlich wie üblich nackt in einem Onsen, und vielleicht stand ihm auch das gut. Öffentliches Nacktbaden konnte nur in Japan stattfinden, weil man hier die Kunst des Wegschauens zur Vollendung getrieben hatte. Genauer gesagt, die Kunst des angeblichen Wegschauens, was vollauf genügte.

Aber im Shiba Park Hotel, wo man sich auf westliche Gäste eingestellt hatte, waren die Onsen-Bäder natürlich nach Männern und Frauen getrennt. Mirabell war noch nicht dort gewesen, das würde sie nachholen. Angeblich gab es nichts Angenehmeres zur Entspannung als ein japanisches Bad, und bislang hatte sie lediglich darüber gelesen. Sie würde versuchen, hier so einiges zu tun. Schließlich war sie erst vierundzwanzig Stunden in Japan.

Mirabell schaute Gassan wieder an und stellte fest, dass er einen schönen Mund hatte. Die trotzig nach vorn geschobene Unterlippe schien dazu da, diesen Mund nicht zu schön werden zu lassen. Und dann natürlich die furchtbaren Zigaretten.

»Mihabe Moh-nah«, sagte Gassan.

»Wie bitte?«

»Ihr Name«, sagte er. »Ich habe Ihren Namen gesagt. Nicht korrekt?«

»Ach so«, sagte Mirabell.

»Mirabell Molnar«, sagte sie, nicht zu langsam und nicht zu deutlich, wozu auch? Und fügte hinzu: »Danke, dass Sie es versucht haben, Gassan-San.«

»Ich melde mich bei Ihnen«, sagte Gassan. Unvermittelt erhob er sich, zog an seiner Zigarette und fügte ein vollkommen unjapanisches »Okay?« hinzu, was Mirabell fassungslos machte.

Das Personal des Shiba Park war so aufmerksam, dass es beinahe wehtat. Man konnte kaum in die Nähe der Rezeption gelangen, ohne dass man sofort von Blicken eingefangen wurde, die, wenn schon nichts Konkretes, wenigstens dienstfertige Aufmerksamkeit anzubieten hatten, zusammen mit einem Dauerlächeln, das nicht einmal gekünstelt wirkte. Die Gesichter der hübschen jungen Frauen sahen so aus, als wären sie bereits mit einem Lächeln geboren. Mirabell stellte sich vor, dass sich mit der Zeit die Lachmuskeln verkürzten, dann würde das Lächeln nicht mehr wegzukriegen sein. Eine interessante Überlegung.

Aber diesmal gab es wirklich etwas. Eine der hübschen Damen winkte Mirabell, indem sie eine flöselnde Bewegung mit der rechten Handfläche vollführte und ihr Lächeln noch einmal aufdrehte. »Eine Nachricht für Sie, Miss Mo-nah.« Die Rezeptionistin brachte es fertig, nicht einfach zu rufen, sondern auf eine spezielle Art laut zu raunen, als handle es sich um eine Vertraulichkeit zwischen ihnen beiden.

Mirabell erhob sich, ging zur Rezeption und nahm von einer anderen lächelnden Dame einen Zettel entgegen.

Berger wollte zurückgerufen werden. Er hatte vor zwei Stunden angerufen. Sie rechnete die Zeitverschiebung aus. In Berlin war jetzt keine Bürozeit. Aber ihn zu stören, machte ihr nichts aus. Abgesehen davon kostete ein Ferngespräch zehn Dollar pro Minute, und es waren nicht ihre Dollars. Sie meldete das Gespräch an der Rezeption an.

Drei Mal musste sie sagen: »Nach Berlin.« *Wirklich, nach Berlin? Berlin in, wo liegt das, in Deutschland? Ja, nach Berlin, in Deutschland.*

Mirabell setzte sich in die Lobby und wartete, bis das Gespräch aufgerufen wurde.

Sie widerstand der Versuchung, eine Zigarette zu rauchen, und schaute sich stattdessen den Liftboy an, der in seiner hoffnungslos altmodischen Livree vermutlich Qualen litt. Als er ihren Blick spürte, lächelte er. Was sonst?

Eines der Mädchen an der Rezeption winkte. Das Gespräch war da.

Der Boy rannte zur Telefonkabine und öffnete ihr die Tür. Mirabell bedankte sich in lupenreinem Japanisch. Der Junge machte vor Überraschung den Mund auf, das Lächeln war weg. Bis jetzt noch keine muskulären Schäden, urteilte Mirabell, und anscheinend auch nicht angeboren.

»Fräulein Molnar, nett, dass Sie zurückrufen«, sagte Berger aus weiter Ferne.

Aus sehr weiter Ferne, denn es rauschte dermaßen in der Langwellenverbindung, dass man hätte meinen können, Berger befinde sich in einem U-Boot hundert Meter unter der Meeresoberfläche. Mirabell war gespannt darauf, was so wichtig war, dass Berger noch einmal mit ihr darüber reden musste.

»Haben Sie Herrn Gassan inzwischen getroffen?«

»Natürlich, wie verabredet, ehm – Herr Doktor«, fügte sie hinzu, weil sie wusste, dass Berger darauf Wert legte.

»Der Helm. Haben Sie den Helm gut rübergebracht, ja?«

»Sicher, Dr. Berger.«

»Sie wissen, dass die Übergabe morgen erfolgen soll, im Museum. Die Adresse haben Sie ja. Bitte prüfen Sie genau, ob der Holzschnitt echt ist. Lassen Sie sich genügend Zeit. Sie könnten auch eines der Originale von Sharaku einsehen, ein paar davon hängen ja im Museum, aber natürlich nicht dieser Druck. Und ins Metropolitan Museum in New York, wo der andere ›Yakko Edobe‹ hängt, wollten wir Sie nicht auch noch reisen lassen, hahaha!«

Das Rauschen der Langwellen wurde stärker und verzerrte den Rest von Bergers Mitteilung. Er fing an zu schreien, weil er das Rauschen wohl ebenfalls vernahm.

»... mit den Kollegen im Museum verabredet ... Kurator ... Herr Takeshi ... veranlasst alles, was Sie brauchen.«

»Ich mache alles genau so wie verabredet und halte Sie auf dem Laufenden.«

»Fein ... verlassen ... auf Sie.«

Berger machte eine Pause, hängte aber nicht auf. Das Rauschen ebte wieder ab wie eine Sturmböe, die sich verzieht.

»Lassen Sie sich übrigens von Gassan nicht irritieren«, sagte Berger, jetzt wieder vernehmlich und in einem vollständigen Satz. »Er ist sehr förmlich, selbst für einen Japaner.«

»Keine Sorge«, sagte Mirabell. Sie wollte schon anmerken, dass sie Kummer mit förmlichen Herren gewohnt sei, aber dann sagte sie: »Kennen Sie Herrn Gassan eigentlich persönlich?«

»Nein«, sagte Berger. »Wir haben ein – nun, so eine Art Dossier von ihm.«

»Aha«, sagte Mirabell.

Ein Dossier. Es gab also Dossiers im Ostasien-Institut. Vermutlich gab es auch ein Dossier über sie.

»Dann viel Erfolg morgen, Fräulein Molnar. Bitte schicken Sie ein Telex, sobald Sie den Holzschnitt gesehen haben.«

»Das werde ich.«

Berger legte auf.

Mirabell schaute den Hörer noch einen Moment

lang an, ehe sie ihn auf die Gabel zurücklegte. Den »Doktor« hatte sie glatt vergessen.

Förmlich. Wenn Herr Gassan etwas nicht war, dann förmlich.

Sie verließ die Telefonkabine und ging zum Lift. »Ins dritte Obergeschoss, bitte«, sagte sie.

Der Boy dienerte und drückte auf den Knopf. Während sie zusammen auf den Lift warteten, beschloss Mirabell, ihm eine Freude zu machen.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie, »aber diese Uniform steht Ihnen wirklich sehr gut.«

Die Entschuldigung musste sein, anders konnte man jemanden in Japan nicht ansprechen. Der Junge, er mochte vierzehn oder fünfzehn Jahre alt sein, bekam dazu ein Lächeln der Stufe eins plus, was ihn über und über rot werden ließ.

Der Aufzug kam.

»Danke«, sagte Mirabell. »Wirklich sehr freundlich. Ich drücke selbst auf den Knopf.«

Den Effekt ihrer zweiten japanischen Einlassung auf den Jungen konnte sie nicht mehr erkennen, weil die Tür sich schloss und der Aufzug sich in Bewegung setzte. Während sie nach oben fuhr, prüfte sie im Spiegel ihre Erscheinung und war zufrieden. Für dichtes, schwarzes Haar und kräftige Augenbrauen brauchte man bloß einen interessanten Lippenstift. Das reichte für eine Hotel-Lobby und sicher auch für einen Herrn Gassan. Wäre sie blond, hätte sie mehr zu tun.

Sie lächelte sich selbst zu und machte einen Kussmund.

In ihrem Zimmer zog sie das Bolero-Jäckchen aus und warf es auf einen Stuhl, dann schaute sie nach der Kiste, die neben ihrem Koffer auf der dafür vorgesehenen Ablage stand. Sie nahm sie hoch und stellte sie aufs Bett. Eine Art große Hutschachtel aus Sperrholz, versehen mit stabilen Ecken aus Blech und mit einem Tragegriff.

Was sich darin befand, sorgfältig in Holzwolle und Watte eingepackt, hatte die Zollbeamten nach der Lektüre des japanisch geschriebenen Begleitpapiers dazu gebracht, vor der Kiste Verbeugungen zu machen, denn der Inhalt stellte möglicherweise einen künftigen Nationalschatz dar. Es war der Helm des Oda Nobunaga, des wichtigsten Kriegsherrn des 16. Jahrhunderts, der alles ausgespielt hatte, was man als japanischer Fürst tun konnte, um an die Macht zu gelangen, einschließlich ausgesuchter Grausamkeiten, die er am liebsten persönlich ausführte. Am Ende war er so machtbesessen gewesen, dass er im obersten Stockwerk seiner Burg, das er ganz allein bewohnte, als einzige Möbel nur diverse Spiegel duldete, die ihn selbst aus verschiedenen Winkeln zeigten. Zu diesem Zeitpunkt hielt er sich bereits für einen Gott. Es war ihm gelungen, fast ganz Japan zu erobern, dann wurde er von einem verräterischen Gefolgsmann zum Selbstmord gezwungen, der den Umsturz und die an-

schließende Schlacht allerdings selbst nur um Stunden überlebte.

Mirabell wusste alles darüber, was man in den Quellen finden konnte. Sie nahm den Helm aus der Kiste, fühlte sein Gewicht, seine Präsenz. Eine Weile schaute sie ihn an wie Hamlet seinen Totenschädel. Sie wollte ihn noch einmal auf sich wirken lassen, ehe sie ihn hergeben musste, noch einmal darauf warten, was er ihr erzählen konnte. Der leere Ausschnitt im Helm, wo das Gesicht des Trägers hingehörte, starrte zurück, als befände sich hinter der Leere ein geisterhaftes Gesicht.

Nobunaga hätte nicht einfach zum Rücktritt aufgefordert werden können, das war im Kodex der Samurai nicht vorgesehen. Sich den Bauch aufzuschlitzen, sicherte ihm Anerkennung, wenn sein abgetrennter Kopf zusammen mit anderen Köpfen der Verliererpartei nach der Entscheidungsschlacht dem Sieger präsentiert wurde, für ein makabres Defilee, bei dem noch einmal einige passende Worte an sie gerichtet wurden. Naturgemäß blieben die Angesprochenen dabei stumm.

Ein Samurai musste sich vor der Schlacht pflegen wie eine Frau vor dem Rendezvous, für den Fall, dass er seinen Kopf verlor. Etwas Make-up, Lippenrot, Parfüm. Passierte es, und der Kopf wurde genommen, bekam er einen Papierstreifen ins lange Haar geknotet mit dem Namen dessen, der den Kopf erbeutet hatte, ein wesentlicher Beitrag für die Karriere des Betreffenden.

In Nobunagas Fall indessen gab es keinen Bezwin-
ger außer ihm selbst. Aber auch er hatte vielleicht,
während seine Burg bereits brannte, noch etwas Puder
aufgelegt und seine Haare parfümiert, damit sein Kopf
einen angenehmen Eindruck machen würde, wenn man
ihm auf einem Tablett, mit Seetang belegt, den letzten
Schluck Sake einflöste, ehe er zusammen mit den an-
deren Köpfen unter Verbeugungen nach Norden ge-
dreht wurde.

Für siegreiche Warlords stellte das Betrachten er-
beuteter Köpfe einen besonderen Festakt dar, bei dem
größter Wert auf Etikette gelegt wurde. Man trug Pfeile
vom Schlachtfeld an der Kleidung, und die Führungs-
riege legte ihre besten Schwerter an. Nach Mirabells
privater Auffassung war das Ganze eine Killer-Ideo-
logie und natürlich vor allem eine Männer-Ideologie.
Aber interessant in ihrer symbolischen Konsequenz,
die von klaren Spielregeln ausging. Die wichtigste war,
dass man seinen Verbündeten niemals trauen durfte.
Gelangte ein Kriegsherr an die Macht, verhielten sich
alle, die um ihn waren, wie Haie, wenn Blut im Wasser
war. Verlierer mussten sterben, Gnade oder Vergebung
gab es nicht.

Mirabell drehte den Helm und betrachtete die mit-
einander vernieteten Eisenplatten, aus denen er ge-
fertigt war, die mit Gold eingelegten Chrysanthemen
an den Seitenteilen, das Familienabzeichen des Oda-
Clans. Für eine komplette Kriegsausstattung fehlte

das Mempo, eine lackierte Gesichtsmaske aus Eisen, traditionell in der Form »alter Mann« oder »alte Frau«, es fehlte auch die Helmzierde, die alles Mögliche darstellen konnte, von einem goldenen Halbmond bis zu Kaninchenohren oder Drachenflügeln. Nur die Augen durften am Ende frei bleiben, alles andere war gegen Pfeile geschützt.

Der Samurai-Adel kämpfte zu Pferd mit Pfeil und Bogen und meistens aus der Distanz. Die Krieger, die bei Nobunagas diversen Kampagnen mit Schwertern oder Lanzen aufeinander eingehackt hatten, waren einfache Bushi gewesen, Menschenfutter für die Kriegsmaschine der gefräßigen Warlords, die Hunderte von Jahren gegeneinander antraten, bis ein Tokugawa sie mittels einer List in Edo neutralisierte, wie man eine Horde Wölfe in einen Pferch sperrt.

Herr Kazushige, Mirabells alter Japanisch-Lehrer und so friedlich wie ein Berg, hatte behauptet, dass Japans Schicksal bereits vor tausend Jahren entschieden worden sei.

»Dem göttlichen Kaiser gelang es nicht, einen zivilisierten Beamtenstaat nach dem Vorbild Chinas zu errichten, und im Mittelalter übernahmen seine Diener, die Daimyos, die Regie. Sie haben den Kaiser zu einer Puppe gemacht und die großen Klöster entmachteten. Sie haben alles vernichtet, was ihrer Machtgier im Weg stand, und das tun sie bis zum heutigen Tag.«

Mirabell hatte das »bis zum heutigen Tag« nicht

verstanden, und sie hatte Herrn Kazushige auch nicht gefragt, wie er das meinte. Sie fragte ihn auch nicht, was ihn dazu getrieben hatte, in den dreißiger Jahren als junger Mann Japan zu verlassen und in die USA auszuwandern, seine Kunstprofessur in Kyoto aufzugeben und als einfacher Übersetzer zu arbeiten, womit er gerade einmal seinen Unterhalt bestreiten konnte. Der alte Mann redete nicht viel über sich.

Indessen hatte sie nach einigen Besuchen bei ihm bemerkt, wie passend das Teeservice auf dem Tischchen mit einem einfachen Hängebild an der Wand kommunizierte und mit der Vase, in der meistens ein einzelner Kamelienzweig steckte. Sie begriff, dass man die Sachen nur so und nicht anders hinstellen konnte, obwohl alles ganz zufällig aussah. Die wenigen Dinge, die Herr Kazushige besaß, hatten eine Bedeutung, und sie nahmen eine Beziehung zueinander auf. Sie verwandelten den Abstellraum, in dem er wohnte, in die abgeschiedene Klause eines Einsiedlers.

Vor dem Fenster hätte man eigentlich Bergketten und Kiefern erwartet anstelle der Mülltonnen, die dort, am Hinterausgang eines Kentucky Fried Chicken Diners, aufgereiht standen. Aber die Tonnen bekam man nur zu sehen, wenn man direkt ans Fenster trat und hinunterschaute. Beim Teetrinken, auf einfachen Polstern sitzend, konnte man die Wolken über dem Pazifik betrachten, während der alte Mann den Kopf schüttelte und Mirabells Japanisch verbesserte.

»Sie sind eine Frau, Miss Mo-nar. Sie können nicht reden wie ein Mann.«

Sie wolle aber die Wörter nicht so atemlos kindisch heraushauchen, wie er sich das vorstelle, hatte sie entgegnet, das sei ihr zu unterwürfig! Woraufhin Herr Kazushige sich verneigte und meinte, die Art zu reden sei bei Männern und Frauen in Japan nun einmal grundverschieden. Sie könne sich aussuchen, ob sie sich blamieren wolle oder nicht. Mirabell gab nach und hauchte schließlich ihre Sätze mit der gebotenen Atemlosigkeit, obwohl sie es hasste.

Als sie nach Berlin ging und sich von ihrem Lehrer verabschiedete, schenkte er ihr eine kleine Mappe mit Tuschzeichnungen, die er in einer alten Zigarrenkiste aufbewahrte. Herrn Kazushige war nach der Internierung, zu der man die Japaner während des Krieges zwang, kaum etwas Eigenes geblieben. Sein Besitz war vom Vermieter verkauft worden, wohl in der Annahme, er werde nicht mehr zurückkehren. Der alte Mann besaß nur noch seine wenigen Haushaltsgegenstände und das Album.

Mirabell wollte die Zeichnungen nicht annehmen, aber Herr Kazushige bestand darauf. Er werde nicht mehr lange leben und suche jemanden, der die Mappe wertschätzen könne. Es sei eine Erleichterung für ihn, wenn sie die Zeichnungen annehme. Er sei zu der Ansicht gelangt, dass das Album dafür bestimmt sei, in Mirabells Besitz zu gelangen. Die Dinge, vor allem ge-

liebte Dinge, würden mit Bedeutung aufgeladen, man müsse dieser Bedeutung gerecht werden, um keine Verstimmung zu erzeugen.

»Dieses Album, Miss Mo-nar« – nach drei Jahren Unterricht gelang es Herrn Kazushige, ihren Namen beinahe richtig auszusprechen – »ist für Sie bestimmt. Darin ist das Japan festgehalten, das ich verehere und von dem ich Ihnen etwas zu vermitteln versucht habe. Die Bilder zeigen die Schönheit der Linie, die Liebe zu den kleinen Dingen, das Ereignis des Augenblicks. Hasegawa Senzan hat sie am Ende der Edo-Zeit gemalt, sie sind nun etwa ein Jahrhundert alt. Er selbst ist nur zweiundvierzig Jahre alt geworden, heute kennt ihn kaum jemand. Aus ihm hätte ein großer Künstler werden können. Immerhin ist uns das hier von ihm geblieben.«

In dem Album befanden sich Nanga-Zeichnungen von explosiver Emotionalität, geschaffen mit der Pinselführung eines Meisters. Eine gespenstische schwarze Libelle vereinnahmte das klare Blau einer Iris. Ein Mensch überquerte eine Brücke, geneigt unter seiner Holzlast, klein wie ein Käfer, die Berge erhoben sich über ihn, gleichgültig gegen die Mühsal des menschlichen Lebens. Ein Wolkendrache brach fauchend aus einer Gewitterwolke: *Ich bin da, es hat mich immer gegeben!* Die Tiere des Zodiac waren da, der Hahn, die Schlange, der Ochse, das Pferd. Der Pinsel des Malers holte sie aus dem leeren Blatt mit einem beinahe Nichts an klaren Strichen.

Mirabell hatte das Album akzeptiert, denn es stellte Herrn Kazushiges Vermächtnis dar, und sie wollte sich nicht vorstellen, was damit geschehen würde, wenn es in die falschen Hände geriet, wenn jemand es in Gleichgültigkeit anschauen würde, vielleicht jemand, der nicht wusste, was auf den Bildern zu sehen war.

Sie strich mit dem Finger über den Helm Nobunagas, über das porige, lebendig wirkende Eisen. Über diesen Helm hatte sie vor Kurzem eine Monografie geschrieben, als Vorbereitung ihrer Doktorarbeit, nachdem das Ostasien-Institut ihn bei Christie's in New York für fast zehntausend Dollar erworben hatte. Diese Arbeit war ihr Einstieg in Berlin gewesen.

Sechszwanzig Jahre ihres bisherigen Lebens hatte sie in Kalifornien verbracht, wohin ein Zweig der österreichischen Grafen von Molnar-Szegedy ausgewandert war, ausgestattet mit genügend Vermögen, sich dort standesgemäß einzukaufen. In der Neuen Welt hatten die Molnars das adelige »von« so leicht aufgegeben wie manches andere Beschwerliche aus der Familiengeschichte. Mirabell bedauerte es nicht, sie hatte zwar ein Faible für Vergangenes, aber Stil musste es haben, und wo gab es mehr Stil als in Japan?

Nach Erscheinen ihrer Publikation hatte ein japanischer Sammler, der seinen Namen nicht genannt haben wollte, über den Kurator des Nationalmuseums in Tokyo mit Berger Kontakt aufgenommen und einen Sharaku-Druck im Tausch für den Helm angeboten. Und

zwar den wertvollsten, den es gab – das Blatt mit der Darstellung des Schauspielers Otani Oniji als »Yakko Edobe«. Eines der berühmten Schauspielerporträts von Sharaku und neben Hokusais »Welle«, die künstlerisch nicht an ihn herankam, wahrscheinlich der berühmteste japanische Holzschnitt überhaupt.

Mirabell lächelte. Berger hatte danach geschnappt wie eine Forelle nach der Fliege.

Sie nahm eine Zigarette aus ihrem silbernen Etui mit dem Wappen der Grafen von Molnar, ein Geschenk ihres Vaters, und zündete sie mit dem Feuerzeug an, das immer ein wenig nach Benzin roch. Sie klappte es zu und streckte die Finger mit der dazwischenklemmenden Zigarette aus, um ihre blassrot lackierten Nägel zu betrachten. Man musste sie ein klein wenig nachfeilen und bald wieder neu lackieren. Okay, vielleicht war es ein Tick. Ihre Schwester Cynthia würde es einen Tick nennen, aber Mirabell pflegte nun einmal einen Hang zur Perfektion.

Im Institut geriet es jedes Mal zu einem kleinen Ereignis, wenn sie die Schwingtür am Eingang öffnete, dem Portier zulächelte und dessen Verneigung mit einem kleinen Nicken entgegennahm (er klappte nicht die Hacken zusammen). So etwas tat ihr gut, mehr jedenfalls als Bergers anstrengende Passioniertheit, seine herablassende Klugschwätzeri und sein Versuch, zwischendurch den schmachtenden Kavalier zu geben. Was er vor allem tat, wenn man sich in Gesellschaft

befand und er das Klischee von »meiner hübschen Assistentin« pflegen konnte. Natürlich wollte er mit ihr ins Bett, aber das wollten viele. Für Mirabell stellte das nichts Besonderes dar, und Berger spürte das, es machte ihn klein. Das wiederum genoss Mirabell.

Sie stellte sich ans Fenster und schaute hinunter auf die Stadt. Die Zerstörung, die der Krieg hinterlassen hatte, nahm man kaum wahr. Von hier aus sah man nicht die ausgedehnten Trümmerfelder, über die das Flugzeug vor der Landung hinweggeflogen war. Seltsamerweise schien die City von Tokyo kaum betroffen, anders als in Berlin, wo beinahe alles in Trümmern lag und eine große Agonie herrschte, bei der man nicht glauben mochte, dass es jemals wieder anders werden könnte. Aber vielleicht waren die Japaner ja anders. Fleißig, duldsam, schicksalsergeben, so eben, wie man sich das immer vorstellte. Und gut angezogen waren sie, zumindest ordentlich, auch wenn sie arm waren, so viel konnte Mirabell nach vierundzwanzig Stunden Tokyo bereits sagen.

Dieser Gassan allerdings passte nicht ins Schema, auch so viel konnte sie sagen. Sie würde mit Berger bei Gelegenheit darüber sprechen – Herr Gassan war eindeutig eine Fehlbesetzung. Der Mann hatte entweder keine Ahnung, oder er hatte kein Interesse an japanischer Kunst. Aber vielleicht war die Sache morgen schon vorbei, und sie konnte wieder an die Rückreise denken. Schade eigentlich, wo sie schon einmal hier

war. Ein paar Tage konnte sie sicher herausschlagen, indessen würde kaum Zeit bleiben, sich Tokyo wirklich anzusehen, und nach Kyoto würde sie es ohnehin nicht schaffen. Dabei war Kyoto, wenn man Herrn Kazushige Glauben schenkte, das eigentliche Zentrum der japanischen Kultur.

Mirabell nahm einen Zug aus ihrer Zigarette und schaute hinunter auf eine beleuchtete Straßenbahn, gefolgt von einem Rudel Radfahrern, die so eifrig in die Pedale traten, dass man den Eindruck bekam, sie verfolgten die Trambahn. An den Einstiegen der übers Gleis wackelnden Wagen hielt sich eine Traube Mitfahrer fest, als wären sie vor etwas auf der Flucht. Nein, nicht Flucht und nicht Verfolgung, nur Eifer. Vermutlich war es Arbeitseifer, der den Japanern aus dem Desaster heraushalf, das, was man »Kodawara« nannte. Eine Sache richtig machen.

Konfuzianische Ethik blieb auf die Sache beschränkt, die protestantische wollte immer die ganze Person vereinnahmen, das Gewissen. Etwas, das Japaner vermutlich nicht kannten.

Mirabell nahm die Gardine aus orangefarbener Rohseide zwischen Daumen und Zeigefinger und rieb ein wenig daran. Die Seide gab ein teures Knistern von sich. Doch, das Hotel hatte schon Stil, auch wenn es nicht das Hilton war. Man sah so etwas an den Details. Auch morgen im Museum würde sie genau hinzuschauen, auf die Details.